

Rezensionen

Book Reviews

NoA Band 31 | 2022 | 210–215

Frank Grelka und Stephan Rindlisbacher (Hrsg.)

Our Work with the Masses Is Not Worth a Kopeck...

A Document Collection on German and Polish Rural Soviets in Ukraine during NEP, 1923–1929, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2021, 313 S., ISBN 978-3-447-11766-1.

„[...] Unsere Arbeit mit den Massen [der Bevölkerung] ist keine Kopeke wert.“ (S. 212) Mit dieser pessimistischen Einschätzung eines deutschen Parteifunktionärs betiteln die Herausgeber die am Zentrum für interdisziplinäre Polenstudien an der Europa-Universität Viadrina entstandene Dokumentenedition zur sowjetischen Nationalitätenpolitik gegenüber der polnischen und deutschen Bevölkerung in der Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik (UkrSSR) während der Neuen Ökonomischen Politik (NÖP). Diese Zeit nach dem Kriegskommunismus wird gemeinhin vor allem mit wirtschaftlichen Freiheiten verbunden, die der sowjetische Staat gewährte, um nach dem Bürgerkrieg die desolate Wirtschaft wieder in Gang zu bringen. Parallel dazu verfolgten die Bolševiki aber auch eine „affirmative Nationalitätenpolitik“,¹ die zur besseren Einbindung bzw. „Einwurzelung“ (*korenizacija*) der nationalen Minderheiten in das neue politische System dienen sollte. Eine zentrale Rolle kam dabei den im Zuge einer umfassenden Reorganisation der staatlichen Verwaltung (*rajonirovanie*) ins Leben gerufenen „nationalen“ lokalen und regionalen Gebietskörperschaften zu, auf deren untersten Ebene der „Dorfrat“ steht, womit sowohl das gewählte Gremium als auch dessen Territorium gemeint sein kann. Die Herausgeber versuchen, durch die Betrachtung der Dorfräte verschiedene Einblicke in den Alltag der deutschen und polnischen ländlichen Bevölkerung unter den Bedingungen der NÖP und der sowjetischen Minderheitenpolitik zu erlangen. Im Hintergrund steht die Frage, welche objektiven Handlungsspielräume die „verordnete Autonomie“² ermöglichte.

In der ukrainischen Sowjetrepublik lebten im Jahr 1926 rund 20 % Angehörige nicht-ukrainischer Ethnien, wovon rund 480 000 Polen sowie rund 400 000 Deutsche mit einem Anteil an der Gesamtbevölkerung von 1,6 % bzw. 1,4 % die größten Gruppen nach Russen und Juden bildeten. Die Ukraine kann deshalb als „Laboratorium für die Reorganisation des Staats“ (S. 47) gelten, da bei der administrativen Neuordnung die zahlreichen nationalen Minderheiten auf verschiedenen

1 Terry Martin: *The Affirmative Action Empire. Nations and Nationalism in the Soviet Union, 1923–1939*, Ithaca, NY u. a. 2001, S. 9–12.

2 Vgl. dazu die kritische Einschätzung vergleichbarer Prozesse in der Russländischen Föderativen Sozialistischen Sowjetrepublik bei Andrej Savin: *Verordnete Autonomie. Die Entstehung des Deutschen Rayons in Sibirien 1924–1928*, in: *Forschungen zur Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen* 4 (1994), S. 89–97.

Ebenen berücksichtigt wurden. So wurden ab 1924 dort, wo nationale Minderheiten „kompakt“ siedelten, d. h. wo diese den weitaus größten Bevölkerungsanteil stellten, „nationale“ Dorfräte und Rayons eingerichtet. Dabei konnte ein Dorfrat, in Abhängigkeit von der Einwohnerzahl, aus einem oder mehreren Dörfern bestehen. In einem Rayon, in funktionaler Hinsicht einem deutschen Landkreis vergleichbar, wurden wiederum mehrere Dorfräte zusammengefasst. Insgesamt existierten 1929 150 polnische nationale Dorfräte und ein „nationaler Rayon“ sowie 253 deutsche nationale Dorfräte und sieben nationale Rayons,³ wobei der Anteil der Minderheiten, der in einem nationalen Dorfrat lebte, stark differierte: 1931 lebten 77 % der deutschen, aber nur 33 % der polnischen Bevölkerung in einem nationalen Dorfrat.⁴

In der Einleitung des Bandes weisen die Herausgeber auf einige Spezifika des historischen Kontextes hin, in dessen Rahmen die im Band edierten Quellen interpretiert werden müssen. So wurde durch den dualistischen Aufbau von Staat und Partei – jeder administrativen Ebene war ein entsprechendes Organ der Partei zugeordnet – die Kontrolle der Verwaltung durch die Partei gewährleistet und damit der unabänderliche Rahmen jeglicher Partizipations- oder Autonomie-rechte festgelegt. Alle affirmativen Elemente der Nationalitäten- und Kulturpolitik verfolgten letztendlich den Zweck, die nationalen Minderheiten zu „sowjetisieren“, d. h. in das sozialistische System von Politik und Wirtschaft „einzuwurzeln“. In der Praxis konnten die nationalen Dorfräte demnach zwar insofern als ein Element der Demokratisierung angesehen werden, als sie neue Möglichkeiten der politischen Beteiligung boten und die Bauern im Rahmen begrenzter politischer und wirtschaftlicher Autonomie ihre traditionelle Vermittlerrolle zwischen Dorf und Stadt behielten. Zugleich fungierten die Dorfräte aber auch als Kontrollorgan der Obrigkeit, was gegen Ende des in dieser Dokumentenedition beschriebenen Zeitraums, d. h. am Übergang zur repressiven Politik der Zwangskollektivierung der Landwirtschaft, immer deutlicher wurde.

Im ersten von drei thematisch vertiefenden Aufsätzen beschreibt Yevhen Sinkevych den verwaltungsgeschichtlichen Rahmen der sowjetischen Nationalitätenpolitik gegenüber der polnischen und deutschen Bevölkerung (S. 33–45). Dabei stellt er heraus, dass den Dorfräten, die in der Ukraine schon ab 1920 eingerichtet wurden, recht weit gefasste Kompetenzen bei der Organisation des Dorflebens zukamen, da diese z. B. für die dörflichen Kultur- und Wohlfahrtseinrichtungen verantwortlich waren und zudem die administrativen Aufgaben eines Standesamts verrichteten. Außerdem entschieden die Dorfräte autonom über die Verwendung des staatlich zugewiesenen Budgets und durften zu dessen Steigerung auch zusätzliche Steuern erheben. Diese Freiheiten in kultureller Hinsicht – bei Sprache, Schule, Literatur und Presse – sowie die Handlungsspielräume auf dem Gebiet der Wirtschaft lassen Sinkevych zur Einschätzung gelangen, die nationalen Dorfräte hätten während der NÖP über „tatsächliche Macht“ (S. 44) verfügt, wobei der Staat von Anfang an Einfluss auf deren soziale Zusammensetzung zu nehmen versuchte.

Stephan Rindlisbacher nimmt in einem weiteren einführenden Beitrag den „Nationalen Rayon Landau“, später: „Karl-Liebnecht-Rayon“, im Bezirk (okruha) Mykolaïv in den Blick (S. 47–63). Dort lebten 1926 24 200 Deutsche, die einen Anteil von 90 % an der Gesamtbevölkerung stellten.

3 Vgl. Martin, *The Affirmative Action Empire* (wie Anm. 1), S. 40.

4 Vgl. Meir Buchsweiler: *Volksdeutsche in der Ukraine am Vorabend und Beginn des Zweiten Weltkriegs – ein Fall doppelter Loyalität*, Gerlingen 1984, S. 147.

Dieses nach seiner Einwohnerzahl größte deutsche Verwaltungsgebiet in der UkrSSR sollte einen positiven Bezugspunkt für die deutsche Minderheit darstellen und auf diese Weise zu ihrer Integration beitragen. Die objektiv vorhandenen kulturellen Autonomierechte unterlagen in der Praxis bedeutsamen Einschränkungen, da Schulunterricht, Presseorgane und Literatur – letztere wurden in den neu geschaffenen Kulturzentren (*sel'budy*) bereitgestellt – zwar deutschsprachig waren, aber stets an die sozialistische Ideologie gebunden waren. Die intendierte Eigensprachigkeit in der Verwaltung war de facto eine Dreisprachigkeit: Die Korrespondenz innerhalb der Dorfräte fand zwar in der Regel auf Deutsch statt, aber die Kommunikation mit übergeordneten Stellen zumeist auf Russisch oder Ukrainisch. Bei dem höheren Personal von Partei und Verwaltung des Rayons setzte der Staat oft Auswärtige ein, weil es unter der lokalen Bevölkerung schlichtweg keine geeigneten Kandidaten gab: Die Anzahl von Mitgliedern und Kandidaten der Partei nahm zwar langsam zu, befand sich aber Ende der 1920er Jahre nach wie vor auf einem niedrigen Niveau. Dass die Leitungspositionen des nationalen Rayons eben nicht von der lokalen Bevölkerung besetzt wurden, rief bei dieser wenig enthusiastische Reaktionen hervor und trug letztlich auch zum Scheitern der Politik der „Einwurzelung“ bei. Die nationalen Rayons boten lediglich den Rahmen für einen „modus vivendi“ (S. 62), der es der deutschen Bevölkerung erlaubte, die staatlichen Kampagnen zur freiwilligen Kollektivierung der Landwirtschaft oder zum Eintritt in staatliche Organisationen wie das „Komitee der Dorfarmut“ und den kommunistischen Jugendverband weitgehend zu ignorieren.

Die Zeit der NÖP stellte für das nahe der Stadt Proskuriv (heute: Chmel'nyc'kyj) gelegene Dorf Hreczany die Zeit des größten wirtschaftlichen Wohlstands dar, wie Stanisław Stepień in seinem Beitrag ausführt (S. 65–84). Rund 98 % der 3 445 Einwohner des Dorfes waren 1926 ethnische Polen. In jenem Jahr wurde ein polnischer nationaler Dorfrat eingerichtet, dem aber seitens der Bevölkerung mit einigem Misstrauen begegnet wurde, was sich daran zeigte, dass die erste Wahl zum Dorfrat wegen mangelnder Beteiligung wiederholt werden musste. Unter den dann schließlich gewählten 40 Mitgliedern befanden sich nur drei Parteimitglieder bzw. vier Angehörige des Komitees der Dorfarmut. Die sichtbar werdende Distanz der katholisch geprägten Bevölkerung zum Sowjetstaat drückte sich auch darin aus, dass der Dorfrat zwischen 1925 und 1928 eine Kapelle erbauen ließ. Auch beim Schulwesen zeigten sich die Beharrungskräfte der traditionellen Dorfgemeinschaft gegenüber den Zielen des sozialistischen Staats: Der Unterricht begann erst, nachdem die wichtigsten jährlichen Erntearbeiten erledigt worden waren. In Hreczany hielt die Bevölkerung also am Althergebrachten fest und ging kaum auf die anfangs vornehmlich auf Freiwilligkeit setzenden staatlichen Bemühungen zur Sowjetisierung von Wirtschaft und Gesellschaft ein. Ab 1927 wurden indes Anzeichen einer Abkehr von der Wirtschaftspolitik der NÖP erkennbar, wie Stepień aus einer mikrogeschichtlichen Perspektive am Beispiel eines bäuerlichen Haushalts eines Mittelbauern aufzeigt. Dieser konnte während der NÖP die auf seinem Hof produzierten Überschüsse noch in Eigenregie verkaufen. Ab 1929 nahm aber der administrative Druck auf jene Bauern zu, die nicht einer Kolchase beitreten wollten. Die Steuerlast für Einzelwirtschaften wurde sukzessive erhöht, zugleich wurde Ackerland enteignet oder durch weniger ertragreiche Böden ersetzt. Das Weideland wurde fast vollständig der Kolchase zugewiesen, so dass die Viehhaltung unmöglich wurde. 1932 sah sich der beschriebene Bauer schließlich nicht mehr in der Lage, seinen mittlerweile verdreifachten steuerlichen Verpflichtungen nachzukommen und trat in die Kolchase ein (S. 160–164).

Die im vorliegenden Band enthaltenen 64 Dokumente sind in sechs Gruppen eingeteilt, die aufgrund von Inhalt und Provenienz verschiedene Perspektiven auf die sowjetische Nationalitätenpolitik bieten. Am Anfang stehen biografische Dokumente zu lokalen und regionalen Akteuren, wobei es sich vor allem um Fragebögen (*ankety*) handelt, die im Zuge der regelmäßigen Überprüfung des Personals von Partei und Verwaltung ausgefüllt werden mussten und denen zuweilen selbst formulierte Lebensläufe beigelegt wurden.

Die zweite Quellengruppe widmet sich dem Alltag in den Dorfräten: In einem Sitzungsprotokoll werden alltägliche Arbeitsfelder eines Dorfrats – wie die Aufrechterhaltung der dörflichen Infrastruktur – erkennbar, und die Zusammensetzung einer Wahlkommission im Jahr 1925 unterstreicht die schwache Verankerung von Staat und Partei in der Dorfgemeinschaft. Solchen Quellen aus ukrainischen Regionalarchiven werden durch Artikel aus der polnisch- und deutschsprachigen sowjetischen Presse wie „Sierp“ (Sichel) oder „Das neue Dorf“ ergänzt, anhand derer man offiziell erwünschte Entwicklungen wie den Aufstieg von Frauen in Führungspositionen nachzeichnen kann. Mindestens ebenso wichtig war aber die Funktion der Presse als Pranger für Fehlentwicklungen und Missstände, wobei einerseits obrigkeitskonform etwa das mangelnde Engagement für die Dorfratswahlen in einigen polnischen Dörfern beklagt wurde, andererseits aber auch direkte Kritik an der Obrigkeit – etwa beim Schulwesen oder bei der Bodenreform – öffentlich geäußert werden konnte.

Die dritte Gruppe von Dokumenten stammt von übergeordneten Stellen aus Partei und Verwaltung und gibt deren Sichtweise auf die Nationalitätenpolitik wieder. Sowohl die zentrale Sicht des Polnischen Büros beim Zentralkomitee der KP(b)U als auch die Berichte von Rayonsparteistellen an die Deutschen Sektionen der Partei bestätigen die vorherigen Befunde: Partei und staatliche Organisationen fanden nur geringen Widerhall bei der deutschen und polnischen Bevölkerung, deren fest verankerte Religiosität von Staat und Partei durchgängig als Problem wahrgenommen wurde. Auf die ausbleibenden Erfolge bei der Sowjetisierung der nationalen Minderheiten reagierte der Staat mit dem Austausch von Personen, was angesichts des Mangels an zuverlässigen Kommunisten, die die Sprache der jeweiligen Minderheit beherrschten, auch zum Qualitätsverlust des unter den nationalen Minderheiten eingesetzten Personals führen konnte.

Unter dem Rubrum der „Sowjetischen Modernisierung in ländlichen Gebieten“ sind Dokumente zusammengefügt, in denen die gesellschaftliche Sowjetisierung – d. h. Frauenpolitik, antireligiöser Kampf, politische Bildung und Verbreitung der Minderheitenpresse – behandelt wird. Trotz einiger Erfolge, von denen vor allem in der Presse zu lesen war, fällt die Bilanz auch hier aus Sicht des Staats unbefriedigend aus. Nicht zufällig findet sich hier auch der Bericht, aus dem der Titel des rezensierten Bandes stammt und der die mehr als fünfjährigen, letztendlich fruchtlosen Bemühungen des Staates zur Einbindung der nationalen Minderheiten resignativ zusammenfasst (S. 212).

Den fünften Abschnitt bilden verwaltungsgeschichtliche Quellen. Die trockenen Verwaltungsakte zur Schaffung oder Umgruppierung eines Dorfrats enthalten auch Angaben zu der Infrastruktur und der sozialen Zusammensetzung der Bevölkerung (nach sowjetischen Kriterien). Von besonderem Interesse sind die Visitationen der nationalen Dorfräte durch regionale Organe: Mit Hilfe eines vorgegebenen Fragenkatalogs wurden der Entwicklungsstand der Dörfer und das –

aus staatlicher Sicht meistens unzureichende – Voranschreiten von Sowjetisierung und Kollektivierung untersucht.

Die Dokumente der letzten Gruppe eint eine Außenperspektive auf die sowjetische Minderheitenpolitik. Es handelt sich hier vorwiegend um Berichte polnischer und deutscher Diplomaten, die die Herausgeber in deutschen und polnischen Archiven gefunden haben. In einem Bericht des deutschen Generalkonsulats in Charkiv wird dem Misstrauen der deutschen Bevölkerung gegenüber der Einrichtung eines nationalen Rayons Ausdruck verliehen: Man fürchtete, dass es unter einer deutschsprachigen Verwaltung nicht mehr möglich sein könnte, der Obrigkeit „ein X für ein U vorzumachen“ (S. 268). Dies war offenbar eine zuvor in Steuerangelegenheiten geübte Praxis gegenüber des Deutschen nicht mächtigen Amtspersonen.

Der rezensierte Band füllt eine Lücke, bisherige Quelleneditionen zur deutschen Minderheit konzentrierten sich vor allem auf Dokumente der zentralen Behörden⁵ oder in ihnen wurde das Augenmerk auf die Zeit des Terrors der 1930er Jahre gelegt.⁶ Zur polnischen Minderheit in der Ukraine liegt eine umfassende Quellenedition vor, auf die der rezensierte Band zwar punktuell zurückgreift, aber über diese hinausgeht.⁷ Durch die Einnahme einer lokalen Perspektive ermöglicht der Band neue Erkenntnisse über den dörflichen Alltag während der sowjetischen Nationalitätenpolitik, was mit früheren Arbeiten aufgrund des fehlenden Archivzugangs nicht in diesem Maße gelingen konnte.⁸ Aus den einleitenden Beiträgen wird klar, dass die affirmative Nationalitätenpolitik der 1920er Jahre keineswegs die durch den Staat angestrebten Ziele erreichte: Die Sowjetisierung der nationalen Minderheiten fand ebenso wie die freiwillige Kollektivierung der Landwirtschaft, wenn überhaupt, nur in Ansätzen statt. Dennoch gestatteten die gewährten kulturellen, fiskalischen und administrativen Freiheiten den deutschen und polnischen Dorfbewohnern, ein temporäres Auskommen mit dem Sowjetstaat zu finden und zugleich dessen Propaganda und Integrationsversuche weitgehend zu ignorieren. Dies sollte sich erst nach dem Übergang zu der repressiven Politik der Zwangskollektivierung ändern.

Die zahlreichen Dokumente dieser Edition belegen diese Thesen aus verschiedenen Sichtweisen in überzeugender Weise und ermöglichen einen Vergleich der polnischen und deutschen Minderheit, auch wenn sich ein Gefälle bei den Informationen zur ökonomischen Situation der Dörfer zeigt, die in detail nur für die polnische Seite nachvollzogen werden kann. Zur Vervoll-

- 5 Vgl. Larysa V. Jakovleva, Bohdan V. Čyrko u. a. (Hrsg.): *Nimci v Ukraïni, 20–30-ti rr. XX st. Zbirnyk dokumentiv deržavnych archiviv Ukraïny* [Die Deutschen in der Ukraine in den 1920er und 1930er Jahren. Dokumentensammlung aus staatlichen ukrainischen Archiven], Kyïv 1994; R. Ja. Pyrih, A. V. Kentij u. a.: *Do istorii mižnacional'nych procesiv na Ukraïni* [Zur Geschichte zwischennationaler Prozesse in der Ukraine], in: *Ukrains'kyj istoryčnyj žurnal* (1990–1993).
- 6 Vgl. Alfred Eisfeld, Oleksandr S. Rubl'ov (Hrsg.): *Delo „Nacional'nogo sojuza nemcev na Ukraine“ 1935–1937 gg.: dokumenty i materialy* [Der Fall der „Nationalen Vereinigung der Deutschen in der Ukraine“ 1935–1937. Dokumente und Materialien], Kyïv 2016; Alfred Eisfeld, Andrij Kohut u. a. (Hrsg.): *Der „Große Terror“ in der Ukraine. Die „Deutsche Operation“ 1937–1938*, Berlin u. a. 2021.
- 7 Vgl. Stanisław Stepień (Hrsg.): *Polacy na Ukrainie: Zbiór dokumentów* [Die Polen in der Ukraine. Dokumentensammlung], Bde. 1–10, Przemysł 1998–2020.
- 8 Vgl. Buchsweiler, Volksdeutsche in der Ukraine (wie Anm. 4); ders.: *Die Sowjetdeutschen – außerhalb der Wolgarepublik – im Vergleich mit anderen Minderheiten 1917 bis 1941/42*, in: *Rußlanddeutsche im Sowjetsystem bis zum Zweiten Weltkrieg. Minderheitenpolitik, nationale Identität, Publizistik*, Essen 1995, S. 13–23.

ständigkeit des Bildes müssten ebenfalls auch weitere Quellen zu den Mennoniten herangezogen werden, zu denen rund ein Drittel der Ukrainedeutschen zählte und deren Entwicklung einige Besonderheiten aufwies.¹

Hingewiesen sei darüber hinaus noch darauf, dass die Herausgeber zahlreiche weitere Archivquellen in einer Online-Edition öffentlich zugänglich gemacht haben.² Dies ist umso wichtiger, als angesichts des russischen Kriegs gegen die Ukraine nicht abzusehen ist, ob und unter welchen Bedingungen die in ukrainischen Archiven lagernden Dokumente in Zukunft zugänglich sein werden.

Thorsten Pomian, Düsseldorf

NoA Band 31 | 2022 | 215–219

Matthias Asche, Werner Buchholz, Mathias Niendorf u. a. (Hrsg.)

Protestantismus in den baltischen Ländern und in Litauen

Nation und Konfession vom 16. Jahrhundert bis 1918, Münster: Aschendorff Verlag 2021, 559 S., ISBN: 978-3-402-11597-8.

Der im Herbst 2021 erschienene Sammelband hat eine lange Vorgeschichte. Seine Beiträge gehen auf die internationale und interdisziplinäre Tagung „Protestantismus in den baltischen Ländern. Konfessionen, Ethnien und Politik vom 16. Jahrhundert bis 1918“ zurück, die 2013 im Tübinger Evangelischen Stift stattfand und an der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus den Bereichen Geschichte, Kirchengeschichte, Sprach-, Literatur-, Kunst- und Musikwissenschaften aus Estland, Lettland, Litauen, Finnland, Deutschland, Polen und Schweden teilnahmen. Sie bildete den Abschluss eines mehrjährigen Forschungsprojektes der drei Herausgeber, Matthias Asche, Werner Buchholz, Anton Schindling, zu den baltischen Ländern im Zeitalter der Reformation und der Konfessionalisierung, aus dem zuvor bereits vier Veröffentlichungen hervorgegangen waren.³ Während des Herausgabeprozesses verstarb der Hauptherausgeber, der Tübinger Frühe-Neuzeit-Historiker Schindling, der Band ist ihm gewidmet.

Im Mittelpunkt stehen die protestantisch geprägten Länder Estland, Livland und Kurland mit ihren deutschen Minderheiten sowie das weitgehend katholische Litauen. Sie gehörten seit dem

- 1 Die widerständige Haltung der Mennoniten gegenüber der Obrigkeit ist Gegenstand des Berichts des deutschen Generalkonsulats Charkiv, 25.9.1924. Dok. 6.5, S. 267–268. Einschlägig zur Geschichte der ukrainischen Mennoniten ist: N. V. Ostaševa: Na perelome epoch... Mennonitskoe soobščestvo Ukrainy v 1914–1931 gg. [An der Wende der Epochen... Die mennonitische Gemeinschaft in der Ukraine 1914–1931], Moskva 1998.
- 2 In den digitalisierten Beständen der Martin-Opitz-Bibliothek, Herne, wurden in Kooperation mit dem Zentrum für Interdisziplinäre Polenstudien der Europa-Universität Viadrina ca. 850 Dokumente zu polnischen und deutschen Akteuren in den Dorfsowjets online bereitgestellt. URL: <https://digital.martin-opitz-bibliothek.de> [eingesehen am 5.9.2022].
- 3 Vgl. Matthias Asche, Werner Buchholz, Anton Schindling (Hrsg.): Die baltischen Länder im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Livland, Estland, Ösel, Ingermanland, Kurland und Lettgallen. Stadt, Land und Konfession 1500–1721, 4 Teile, Münster 2009–2012.

16. Jahrhundert wechselnden politischen Herrschaftsbereichen an, Ende des 18. Jahrhunderts wurden sie als Ostseeprovinzen in das russische Zarenreich eingegliedert. Das beförderte die Nationalbewegungen und führte nach dem Ersten Weltkrieg zur Unabhängigkeit der Republiken Estland, Lettland und Litauen.

In seinem methodischen Grundlagenbeitrag zum geografischen und politischen Raum und dem Problem der quellengemäßen Sprache (S. 9–47) weist der Greifswalder Historiker Werner Buchholz darauf hin, dass im Kontext der Nationalbewegungen um die Mitte des 19. Jahrhunderts in der deutschen Sprache ein Wandel der Bedeutung „baltisch“ und eine Verengung auf die russischen Ostseeprovinzen einsetzte. Es handelte sich also, so Buchholz, bei der seitdem verwendeten deutschen Regionsbezeichnung „Baltikum“ um einen Zukunftsbegriff. Dieser setzte die Einheit der drei baltischen Lande als bereits erreicht voraus (S. 19), ähnlich wie der erst im 20. Jahrhundert aufkommende Begriff „deutschbaltisch“, der retrospektiv den Mythos von einer gemeinsamen deutschen Kultur und Geschichte in der Region konstruierte (S. 47). Diese quellengeleitete terminologische Klärung ist für das Verständnis der folgenden Beiträge hilfreich, denn sie belegt seine These, dass die regionalen und konfessionellen Identitäten als Kurländer, Livländer, Estländer, als deutsche Minderheit oder als Lutheraner, Reformierte oder Katholiken letztlich prägender waren als die Konstruktionsversuche eines gemeinsamen baltischen Nationalbewusstseins.

Inhaltlich ist der Band in zwei übergreifende Themenkomplexe geteilt: Während der erste Teil die evangelische Glaubenspraxis vom 16. Jahrhundert bis zum 20. Jahrhundert an ausgewählten, insgesamt vor allem kirchengeschichtlich und konfessionskulturell orientierten Fallbeispielen untersucht (S. 51–156), widmet sich der zweite, wesentlich umfangreichere Teil unterschiedlichen Themenfeldern im Kontext von Sprache, Konfession, Kultur und Nationalbewegung (S. 159–535).

Wesentlicher Ausgangspunkt für die vom 16. Jahrhundert ausgehenden kirchengeschichtlichen Beiträge des ersten Teils sind die komplexen konfessionellen und frömmigkeitsgeschichtlichen Veränderungen und Diversifizierungen, die mit der sich regional unterschiedlich ausbreitenden Reformation einsetzten. In Litauen traten seit 1543 rasch verschiedene protestantische Protagonisten hervor und neue Glaubensbekenntnisse entstanden (Dainora Pociūtė, S. 63–103). Eine besondere Stellung nahmen dabei Reformierte ein, denen sich die Beiträge von Ingė Lukšaitė (S. 105–128) und von Wojciech Kriegseisen für das 18. Jahrhundert (S. 129–142) widmen. In diesen konfessionsgeschichtlichen Kontext gehört auch der erst an letzter Stelle des Bandes stehende Beitrag von Irena Vaišvilaitė zur Kirchenbauarchitektur in den reformierten Gemeinden im Großfürstentum Litauen (S. 525–535). Dagegen zeigt Alexander Loit (S. 51–64), wie unter der schwedischen Herrschaft die lutherische Orthodoxie an der Theologischen Fakultät der Universität Dorpat auf die strenge Einhaltung der lutherischen Lehre und der lutherischen Rechtgläubigkeit ihrer Pastoren achtete und wie nicht-lutherische religiöse Minderheiten bekämpft wurden. Als eine Gegenbewegung zur ‚von oben‘ regulierenden Lutherischen Orthodoxie zeichnet Jouko Talonen (S. 143–156) die religiösen, sozialen und kulturellen Einflüsse der pietistischen Herrnhuter-Bewegung als einer ‚von unten‘ kommenden Volksbewegung nach. Sie kann als die erste nationale Bewegung unter Esten und Letten betrachtet werden (S. 149).

Die folgenden drei Beiträge von Liane Klein (S. 159–182), Raimo Raag (S. 183–210) und Pēteris Vanags (S. 211–235) gehen der Entwicklung der litauischen, estnischen und lettischen Volkssprache hin zur Schrift- und Nationalsprache nach und leiten den Themenkomplex Nationalbewegung und Konfession ein. In allen drei Beiträgen wird die von den Reformatoren geforderte Lesefähigkeit der Bibel und eine protestantische Bildungsorientierung als besonderer Impuls für die Herausbildung der Schriftsprache hervorgehoben: sei es durch erfolgte Bibelübersetzungen, durch protestantische Gebete, Bekenntnisse und Katechismen, durch Liedgut, durch Erbauungsschriften, durch Wörterbücher und schulisches Lehrmaterial oder auch durch die protestantisch beeinflusste Professionalisierung des Schulwesens. Raag hebt hierbei das publizistische Engagement der Herrnhuter, insbesondere die Stimulierung von religiösen Autobiografien, für die Herausbildung der estnischen Sprache hervor. An die sprachgeschichtlichen Studien schließen sich sechs Beiträge zum Protestantismus und den Nationalbewegungen im 19. und 20. Jahrhundert an. Sie bilden das inhaltliche ‚Herz‘ des Bandes, da sie stärker als die vorausgehenden und die ihm folgenden kulturgeschichtlichen Beiträge aufeinander bezogen sind, die komplexen Verschränkungen sowie das partielle Gegenüber von Religion und Nation verdeutlichen und zugleich neue historiografische Interpretationen einführen. Juhan Kreem (S. 239–252) untersucht den Einfluss des Protestantismus auf die estnische Nationalbewegung und stellt fest, dass das Luthertum zwar einen prägenden kulturellen Faktor im Land darstellte, aufgrund seiner Einbindung in die altständischen Strukturen der Gesellschaft aber kaum mit der estnischen Nationalbewegung verbunden war. Valda Kļava konstatiert zwar einen gewichtigen Einfluss des Protestantismus auf die lettische Nationalbewegung, weist aber auf seine zeitliche und räumliche Ungleichartigkeit und teilweise Widersprüchlichkeit hin. Komplex war auch die Situation in Litauen, wie Silva Pocyte (S. 279–303) darlegt, da Teile Litauens einerseits zum Russischen Kaiserreich und andererseits zu Preußen gehörten, die protestantischen Einflüsse auf die litauische Nationalbewegung aber eher indirekter Art – durch Bildung, Literatur, Bücherschmuggel und Sprache – waren. Die nationalen Ideen des 19. Jahrhunderts erreichten und bewegten aber nicht nur Esten, Litauer und Letten, sondern auch die Deutschbalten, wie Riho Altnurme in seinem Beitrag ausführt (S. 305–321). Diese suchten ihre nationale Identität in einem komplexen Interessensfeld zwischen estnischer und lettischer Nationalbewegung, reichsdeutscher Identität und Russifizierungsdruck. Ein besonderer Rang kam hierbei den Herrnhutern zu, die mit ihrer Distanzierung zum Deutschtum die gesellschaftliche Bedeutung der Esten und Letten stärkten (S. 315). In Estland und Lettland hatte sich der Protestantismus zusätzlich interkonfessionell zum orthodoxen Christentum zu positionieren. Sebastian Rimestad erläutert die unterschiedlichen historischen Beziehungsphasen zwischen russisch-orthodoxer und lutherischer Kirche, wobei beide ihre Anteile in den jeweiligen Nationalbewegungen hatten (S. 323–345). Der Artikel von Trude Maurer, in der sie den protestantischen, deutschen und russischen Dimensionen der Universität Dorpat und ihrer Rolle als multiethnischem Kommunikationspunkt nachgeht, beschließt die Reihe der Beiträge, die sich mit den Einflüssen des Protestantismus auf die Nationalbewegungen auseinandersetzt. Der letzte Teil des Bandes umfasst sechs Beiträge mit kulturgeschichtlichen Themen, die nur in einem losen Zusammenhang zum Thema Konfession und Nation stehen. Neben der evangelischen Kirchenmusik in den baltischen Landen (Vilis Kolms, S. 382–409), der Chorbewegung (Danute Palionytė-Banevičienė, S. 412–415), dem Protestantismus und der deutschen Literatur (Martin Klöcker, S. 417–447) werden die Beisetzungsrituale und Grabmale in den evangelisch-

lutherischen Gemeinden des baltischen Raumes im 16. und 17. Jahrhundert (Krista Kodres, S. 449–486) sowie die sakrale Architektur in Lettland (Ojars Späritis, S. 487–524) und – bereits erwähnt – Architektur und Kunst der reformierten Gemeinden in Litauen thematisiert.

Die Beiträge des Sammelbandes sind alle sorgfältig ediert, mit teils sehr selten zu sehenden farbigem Illustrationen und partiell mit sehr ausführlichen Anmerkungen versehen. Viele erschließen erstmals für eine deutschsprachige Leserschaft estnische, litauische oder lettische Quellen und Forschungen. Ein Orts- und Personenregister rundet den Band ab. Es mag dem langen und schwierigen Herausgabeprozess geschuldet sein, dass der Sammelband trotzdem etwas unorganisch in zwei voneinander getrennte Themenkomplexe zerfällt, nämlich auf der einen Seite in die Analyse des religions- und kulturhistorischen Beitrages des Protestantismus für die baltischen Lande von der Reformation bis 1918 und auf der anderen Seite in die Bedeutungsanalyse der Rolle der Konfession für die unterschiedlichen baltischen Nationalbewegungen im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Die Konzentration auf eines der beiden Themen wäre sinnvoll gewesen, zumal dem Band ein übergreifendes Resümee mit neuen oder offenen Forschungsfragen fehlt. So nimmt er sich eher als ein aktuelles Handbuch mit nur zum Teil aufeinander bezogenen, einzelnen Fachbeiträgen zur baltischen Konfessions-, Kultur- und Sprachgeschichte aus. Inhaltlich fallen zwei Leerstellen auf – zum einen: Die nationalen Bewegungen in Zentraleuropa mit ihren liberalen und demokratischen Forderungen brachten auch einen Schub für die Frauenbewegung, für das Ringen um eine verbesserte Stellung der Frauen. Galt das auch für die estnische, litauische oder lettische Nationalbewegung – und inwiefern spielte dabei der Protestantismus eine (vermutlich ablehnende) Rolle; gab es ordnungstheologische Debatten? Zum anderen: Die Nationalbewegungen werden in den einzelnen Beiträgen überwiegend positiv rezipiert. Es wird deutlich, dass der für Zentraleuropa mit den nationalen Bewegungen einhergehende Liberalisierungs- und Demokratieschub ausblieb und stattdessen – und hier hatte der Protestantismus einen nicht geringen Anteil – feudale Strukturen bestätigt wurden. Nicht thematisiert wird allerdings, inwiefern in den unterschiedlichen nationalen Bewegungen bereits auch rassistische Töne zu vernehmen waren. Der evangelische Berliner Hofprediger Adolf Stoecker, der im Beitrag von Altnurme erwähnt wird, verkörperte einen nationalen Ton im Protestantismus, der in Richtung eines völkischen Rassismus hinauslief, und in dem der Antisemitismus ein wichtiges Element darstellte. Es ist auffällig, dass keiner der Beiträge zu Konfession, Protestantismus und Nation Juden thematisiert; sei es als konkurrierende Religion, als ‚feindliches Gegenüber‘ oder als expliziter Antisemitismus (obwohl ca. 1,9 % der Gesamtbevölkerung 1897 bei der ersten Volkszählung „Juden“ als Religion angaben, S. 241). Dabei war die Region, spätestens seit 1918, ein Epizentrum rassenbiologischer und rassentheoretischer Protagonisten und Experimente, wie Felder und Weindling 2013 eindrücklich nachweisen konnten.⁴ Inwiefern der Protestantismus hierzu beitrug, ist eine offene Frage. Möglicherweise nahm der in mehreren Beiträgen herausgestellte Antirussismus die Funktion des Antisemitismus ein – das wäre jedoch zu überprüfen, ebenso wie zahlreiche zitierte Forschungsbeiträge aus der älteren deutschbaltischen Historiografie, die auf das Gegenüber von orthodox-russischer und lutherisch-deutscher Kultur abstellen, einer kritischen zeitgeschichtlichen Revision unterzogen werden müssten. Das wäre allerdings

4 Vgl. Björn M. Felder, Paul W. Weindling (Hrsg.): *Baltic Eugenics: Bio-Politics, Race and Nation in Interwar Estonia, Latvia and Lithuania 1918–1940*, Amsterdam 2013.

ein neues Forschungsthema. Wer sich bis dahin bereits einen guten Überblick zum Themenfeld Protestantismus, Kultur und Nation in den baltischen Ländern verschaffen will, findet mit dem vorliegenden Sammelband vielfältige Anregungen und Detailstudien.

Katharina Kunter, Helsinki

NoA Band 31 | 2022 | 219–220

Dirk Sangmeister (Hrsg.)

Karl Morgenstern: Der Bildungsroman

Die beiden grundlegenden Vorträge über einen global gebräuchlichen Begriff, Eutin: Lumpeter & Lasel 2020, 154 S., ISBN: 978-3-946298-20-5.

Wenn es noch eines Nachweises bedurft hätte, dass die deutschsprachige Literatur und Publizistik in den baltischen Ländern ein integraler, unverzichtbarer Bestandteil der Geschichte der deutschen Literatur und Philologie war und ist, so liefert dieser schmale Band ihn. Dass der heute weltweit geläufige Begriff des „Bildungsromans“ vom Dorpater Professor für Ästhetik, Beredsamkeit und klassische Philologie sowie ersten Direktor der Universitätsbibliothek, Karl Morgenstern (1770–1852), im estländischen Dorpat (estn. Tartu) ‚erfunden‘ und maßgeblich in die Wissenschaft eingeführt wurde, schien weithin in Vergessenheit geraten zu sein. Die beiden einschlägigen Vorträge, die im Dezember 1819 und 1820 im Rahmen der Feier zur Wiedergründung der Universität und des Geburtstages des Zaren Alexander I. gehalten wurden, sind hier in sorgfältiger Edition zusammengefasst. Den äußeren Anlass für diese Ausgabe bildet der 250. Geburtstag Morgensterns, der zugleich Gelegenheit gibt, nicht nur auf die Lebensleistung dieses außergewöhnlichen Literaten zu blicken, sondern vor allem seinen für die Literaturwissenschaft im direkten Sinne grundlegenden Beitrag wieder verfügbar zu machen und mit den notwendigen Hintergrundinformationen und Erläuterungen zu versehen. Ein kleines Kunststück, eine „historisch-kritische Ausgabe im kleinen“ (S. 63), ist Dirk Sangmeister mit diesem ebenso wichtigen wie guten und schönen Band gelungen.

In einer ansprechenden typografischen Gestaltung sind zunächst die beiden Vorträge zu finden, die seit dem Erstdruck 1820 im „Inländischen Museum“ bzw. 1824 im „Neuen Museum der teutschen Provinzen Rußlands“ nicht wieder publiziert worden waren. Sangmeister greift auf das Handexemplar Morgensterns zurück und dokumentiert im Anhang dessen Korrekturen, Emendationen und Addenda. Einige Erläuterungen unterstützen das Verständnis der Texte; ein ausführliches Nachwort, eine Bibliografie und ein Register beschließen den Band.

Im Nachwort, das „Vom Ursprung des deutschen Bildungsromans“ betitelt ist, leistet Sangmeister Herkulesarbeit. Ganz offensichtlich ist er bestens vertraut auch mit dem unschätzbar wertvollen Nachlass Morgensterns, der heute in der Universitätsbibliothek Tartu aufbewahrt wird und in mehreren Publikationen bereits vorgestellt oder in Teilen (insbesondere Briefe) ediert wurde – worüber die Auswahlbibliografie zuverlässig Auskunft gibt. So werden einerseits Leben und

Werk Morgensterns mit vielen Informationen zum örtlichen Hintergrund ausgestattet – schon die zum Zarenreich gehörende, aber deutschsprachige Universität war ja aus deutscher Perspektive ein Kuriosum; die auch von den baltischen Zeitgenossen wahrgenommene ‚Randlage‘ (am nordöstlichen Rande des deutschen Sprachraums) erforderte besondere Anstrengungen, um in der deutschen literarischen Öffentlichkeit präsent zu sein. Andererseits führt der Herausgeber auf erstaunlich breiter Quellenbasis den Beweis für die Einführung des Begriffs „Bildungsroman“ durch Morgenstern. Umfassend werden die vom Dorpater Autor beschrittenen Wege aufgezeigt, Werbung für seine Publikationen und die darin vertretene Auffassung zu machen. Zugleich gelingt es Sangmeister damit, die Urheberschaft Morgensterns auch in der zentralen Kategorisierung argumentativ überzeugend darzulegen. Nur zu offensichtlich wird hier, dass die Vorträge in der Forschung häufig gar nicht mehr rezipiert wurden, obwohl das Faktum der ‚Erfindung‘ durch Morgenstern in den einschlägigen Lexika durchaus Erwähnung fand. Daraus resultiere die Überschätzung der Rolle Wilhelm Diltheys („ein weit verbreiteter und tief wurzelnder Irrglauben“, S. 124), die anhand zahlreicher Nachweise für eine zeitlich frühere und breite Verwendung des Begriffs – also eine deutliche Akzeptanz bereits vor Dilthey – kritisch hinterfragt wird.

Insofern erscheint auch die so fundamentale Titelgebung der Edition völlig gerechtfertigt. Morgenstern hatte seine Vorträge und Aufsätze noch „Ueber das Wesen des Bildungsromans“ und „Zur Geschichte des Bildungsromans“ genannt. Aber in der Zusammenstellung, zumal mit den Erläuterungen des Herausgebers, wird der programmatische Charakter von Morgensterns Innovation überdeutlich. Es bleibt auch deshalb zu hoffen, dass durch das hell aufleuchtende Signal, das dieses Büchlein in die Germanistik sendet, die Missachtung und Geringschätzung des Dorpater philologischen Beitrags zum Bildungsroman fortan beendet sein werden.

In Verbindung mit der zu erhoffenden Anerkennung von Morgensterns Leistung ist auch auf die Möglichkeit hinzuweisen, die hier edierten Texte als – positive – Beispiele für die literarische Kultur in den baltischen Landen zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu lesen. Der Randlage und der vermeintlichen Verspätung der (deutsch)baltischen Literatur zum Trotz zeigt sich hier eine erstaunliche Belesenheit und umfassende Kenntnis der Literatur jener Zeit, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Italien, Frankreich, Spanien, England und Portugal. Wie das Nachwort belegt, gab es intensive Verflechtungen von Dorpat mit den literarischen Zentren und den führenden Köpfen vor allem in Deutschland. Insofern wird auch die Literaturgeschichte der baltischen Region gut daran tun, Texte wie diese, zumal, wenn sie auf so kompetente und erhellende Weise aufbereitet wurden, mehr in den Blick zu nehmen.

Martin Klöcker, Tallinn

Liina Lukas, Silke Pasewalck, Vinzenz Hoppe u. a. (Hrsg.)

Medien der Aufklärung – Aufklärung der Medien

Die baltische Aufklärung im europäischen Kontext, Berlin, Boston: De Gruyter 2021, 420 S., ISBN: 9783110774399.

Als Band 86 der Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa ist jüngst vom Herausbergremium Liina Lukas, Silke Pasewalck, Vinzenz Hoppe und Kaspar Renner die Aufsatzsammlung „Medien der Aufklärung – Aufklärung der Medien“ vorgelegt worden.

Die über 400 Seiten umfassende Publikation geht auf eine 2017 an der Universität in Tartu abgehaltene, internationale Tagung zurück. Im Anschluss an diese Tagung wurde die Diskussion auf Workshops und Veranstaltungen weitergeführt. Getragen und initiiert wurde das Ganze von den Universitäten Potsdam, Tartu, Riga und Bordeaux-Montaigne als gemeinsame Projektarbeit zum Thema „Medienpraktiken der Aufklärung“ als Teil des von der EU geförderten Programms „Erasmus+“.

Thematisch ist der Band in sieben Kapitel mit jeweils zwei bis fünf Beiträgen untergliedert; eine kurze Einleitung des Herausbergremiums führt in die Fragestellungen des Projektes ein; ein Verzeichnis der Autoren und Autorinnen beendet die Aufsatzsammlung.

Wie aus der Einleitung zu ersehen ist, richtet sich die zentrale Forschungsperspektive auf die Aufklärung als eine „Epoche und Denkbewegung“, die ohne „die neuen Formen der Kommunikation“ in ihrer Prozesshaftigkeit nicht hätte ablaufen können (S. 10). Der Aufschwung der Druckerzeugnisse habe, so die Herausgeberinnen und Herausgeber, über das Lesen, den gemeinsamen Gedankenaustausch den „Kern der neuen Kommunikation“ geformt (S. 10).

Zweifelsohne lassen sich auch für das Baltikum Veränderungen in der Publikationslandschaft und somit im Lesekonsum ausmachen, die in Verbindung mit aufklärerischem Denken gebracht werden können. Und hier setzen die Analysefragen der vorliegenden Untersuchungen mit ihrem Fokus auf das Baltikum an. Denn wie, warum und auf welche Weise vollzog sich der Transfer von den Zentren der Aufklärung in Westeuropa in die baltische Region? Die Fragen sind nicht neu; jedoch verspricht der Sammelband mit einem frischen Zugang die bestehende gegenwärtige Aufklärungsforschung der Region neu beleuchten zu wollen. Dabei soll die Perspektive auf die Medienpraktiken gerichtet werden und den Schlüssel für weitere Erkenntnisse bieten. Aus den methodologischen Überlegungen im einleitenden Teil wird zugleich das Interesse der Herausgeberinnen und Herausgeber an einem praxeologischen Vorgehen ersichtlich. Anhand der Analyse von Medienpraktiken sollen der Schaffung eines neuen „Öffentlichkeitsraumes“ (nach Clifford Siskin und William Warner, 2010) und gleichsam die ihm zu Grunde liegende „Aufklärung der Medien“ nachgegangen werden. Dabei wird die Aufklärung als eine gesamteuropäische Denkart verstanden, die ausgehend von westeuropäischen Zentren ihre Verbreitung auch in peripher gelegenen Räumen wie dem Baltikum nahm. Mit der regionalen Fokussierung auf das Baltikum (gemeint sind die späteren Ostseeprovinzen des Russischen Reiches) einher geht die Weitung des

Blickes von einer Bewegung unter ‚Gelehrten‘ hin zu einem Verständnis, das wohl am besten mit dem Begriff der Volksaufklärung zu greifen ist. Eine Besonderheit der baltischen Region stellt die mehrheitlich deutschsprachige literarische Öffentlichkeit dar. Ihre sprachliche Verortung spielte eine wichtige, wenn nicht gar die ausschlaggebende Rolle im Kulturtransfer und in der Übernahme aufklärerischen Denkens. Und so sprechen die Herausgeberinnen und Herausgeber nicht ohne Recht mit Blick auf alle Bevölkerungsschichten von einer „geteilten Aufklärung“ als einer Überlappung einer „horizontale[n], deutschsprachige[n] gelehrte[n] Aufklärung“ und einer „vertikal ausgerichteten Volksaufklärung“ (S. 12). Denn eine multilinguale aufklärerische Literatur kann für das Baltikum nicht festgemacht werden. Und eben gerade diese Multilingualität des baltischen Raumes bildete das Gegenbild zu den monolingualen Zentren der westeuropäischen Aufklärung. Die Mehrsprachigkeit wurde hier, an der Ostseeküste, zur größten Herausforderung im medial getragenen Kultur- und Wissenstransfer.

Doch worauf basiert dieser Transfer überhaupt? Gewinnt man in der Einleitung zunächst den Eindruck, dass sich die Perspektive vor allem auf das ‚klassische‘ Medium der Publikation richtet, wird bereits in der Überschrift des ersten Kapitels „Text, Bild und Architektur als Leitmedien der Aufklärung“ die Breite des Begriffsverständnisses sichtbar. Die in der Überschrift des ersten Abschnittes vorgenommene Hierarchisierung der Medien lässt sich zwar in den nachfolgenden Kapiteln nicht mehr verifizieren, jedoch deutet sie auf die Vielfalt der medialen Transfermöglichkeiten und somit Untersuchungsgegenstände hin. Dies veranschaulichen die Beiträge von Damile Fulda über die Bewandnis von „periodischen Schriftmedien“ und Bildern „in der Programmatik der Aufklärung“ und der Artikel von Juhan Maiste, der auf die zu Unrecht oftmals vernachlässigte Architektur am Beispiel von baugeschichtlichen Entwürfen zur Dorpater Universität in den Arbeiten von Johann Wilhelm Krause blickt.

In Kapitel zwei „Medienphilosophie und Sprachkritik im Zeichen der Aufklärung“ werden sodann philosophische Ansätze verfolgt: Andreas Degen widmet sich Johann Georg Hamanns naturwissenschaftlich-philosophischem Ansatz der Wasserglasanleitung bei Sonnenfinsternis; Jost Eickmeyer verfolgt eine sprachanalytische Herangehensweise mit seinen „Überlegungen zu Carl Gustav Jochmann mit einem Ausgriff auf Walter Benjamin“.

In „Medien der literarischen Kommunikation: Brief und Zeitschrift“, das Kapitel drei, stellt Liina Lukas die publizistische Landschaft des Baltikums um 1800 vor; Heinrich Bosse ergänzt die Übersicht um das Genre der Korrespondenzen und Aiga Šmetana konkretisiert die Ausführungen am Exempel eines Periodikums, den Rigaer Moralischen Wochenschriften.

Einzelne Akteure der Aufklärung und die Wirkung ihrer Schriften werden im vierten Kapitel „Mediale Pragmatik der Aufklärer: Autor und Publikum“ untersucht. Den Beginn macht Martin Klöcker, der sich den Literaten August Wilhelm Hupel, Christian Friedrich Daniel Schubart sowie Justus Möser und ihrer Wirkung im jeweils differierenden, gleichwohl deutschsprachigen regionalen Kontext annähert. Darauf folgend blickt Kadi Kähär-Peterson auf den wohl bekanntesten Vertreter der Aufklärung Livlands, Garlieb Merkel; und schließlich geht Jean Mondot auf Friedrich Schiller, die Rezeption seiner Schriften und insbesondere seine Zelebrität ein.

Wie die Überschrift des sechsten Kapitels bereits erahnen lässt, werden in „Kanzel und Bühne als Bildungsmedien der Aufklärung“ theologische Fragestellungen und die Rolle des Theaters im Kontext der Aufklärung vereint. In Anbetracht der hohen Bedeutung, die der Kirche und ihren Repräsentanten gerade unter dem Aspekt der Volksaufklärung zu Teil wird, ist dieses Kapitel als zentral zu verstehen. Anders als Forschende zur Volksaufklärung wie Werner Schütz hat sich das Herausgebergremium des Bandes jedoch gegen die Verortung der Predigt als mündliches Leitmedium entschieden. Während sich Björn Hambusch den Theologen des Hallischen Pietismus⁹ zuwendet, analysiert Aira Vösa die Publizistik der „deutschbaltischen Aufklärungstheologie“. Tiina-Erika Friedenthal untersucht in ihrem Beitrag eine weitere Institution, das Theater, im Kontext der in Livland geführten Luxusdebatte und somit in der Auseinandersetzung mit bildungspolitischen Zielsetzungen von Theatergründungen.

Im vorletzten Kapitel „Aufgeklärte Medien und Kulturtransfer“ wird der Aspekt der Wissensvermittlung zentral verhandelt. Tristian Goignard untersucht die transnationale Ausrichtung der Archives littéraires de l'Europe. Sie stehen für ein ambitioniertes französisches Projekt, das trotz seiner ausgesprochen aufklärerischen Ausrichtung, Kulturtransfer (auch in den deutschsprachigen Raum) zu leisten, für eine hegemoniale Politik steht. Rémy Duthille nimmt den Kulturtransfer zwischen England und dem Baltikum in Augenschein; Ruth Florack analysiert den Teutschen Merkur unter dem Aspekt des Nationswerdungsprozesses. Und schließlich nimmt Kairit Kaur erneut die transnationale Tangente nach England in ihrem Beitrag „Über Angelsachsen, England und Engländer in deutschbaltischen Zeitschriften“ auf.

In „Medien der Volksaufklärung“, dem siebten und letzten Kapitel des Bandes, werden drei verschiedene Medien der „Volksaufklärung“ thematisiert. Nur am Rande sei erwähnt, dass in diesem, wie bereits insbesondere im fünften Kapitel, die Zuweisung der Beiträge nicht immer auf den ersten Blick schlüssig scheint, da andere Varianten der Platzierung ebenso denkbar wären. Silke Pasewalck greift in ihrer Untersuchung am Beispiel von Friedrich Schillers Ode „An die Freude“ die Bewandnis von Übersetzungen im Kontext differierender Übersetzungsintentionen auf und nimmt sich so am Ende des Bandes noch einmal dezidiert der eingangs formulierten Sprachproblematik an. Diesen Gesichtspunkt stellt Pauls Daija in seiner Analyse der lettischsprachigen Kalender, als das immerhin zweitbeliebteste Druckerzeugnis in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, heraus. Māra Grudule präsentiert abschließend Gotthard Friedrich Stenders Einfluss auf die Vokalmusik. Die Rolle von Musik und Gesang als Medium einer breiten, möglicherweise schichtenübergreifenden Aufklärung wird hier deutlich.

Bilanzierend lässt sich festhalten, dass das gesetzte Ziel der Herausgeberinnen und Herausgeber, nämlich „die Wirksamkeit aufklärerischer Medienformate an diesem [gemeint ist das baltische] regionalen Beispiel sinnfällig zu machen“ (S. 18), durchaus überzeugend erreicht werden konnte. Die Publikation liefert verschiedenste Beispiele medialer Aufklärungsarbeit und medialen Handelns. Durch die interdisziplinäre Herangehensweise werden die zahlreichen Zugangsmöglichkeiten für ein *mental mapping* des historischen Baltikums bzw. seiner Regionen sichtbar ausgeweitet.

Anja Wilhelmi, Lüneburg

Lilija Wedel

Deutsche Schicksale im frühneuzeitlichen Russland (1462–1605),

Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2020, 133 S., ISBN 978-3-339-11028-2.

Darstellungen der Geschichte der Deutschen in Russland beginnen oft mit der Koloniegründung unter Kaiserin Katharina II. in den 1760er Jahren oder auch mit dem starken Zuzug unter Peter I. um 1700. Die Präsenz von Deutschen in Russland während früherer Epochen erscheint dann nur als weniger beachtenswerte Vorgeschichte. Die vorliegende Darstellung, die auf eine Magisterarbeit an der Universität Hannover zurückgeht, widmet sich nun, grundsätzlich verdienstvoll, einer älteren Zeitspanne, wobei sie sich speziell den Deutschen in Moskau zuwendet, das im späten Mittelalter zum bedeutendsten politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zentrum des großrussischen Gebiets aufstieg. Wedel führt vor Augen, dass dort in der Zeit des Großfürsten Ivan III. (1462–1505) Deutsche ansässig wurden und verfolgt dieses Thema bis in die Zeit der russischen „Wirren“ vor der Etablierung der Romanov-Dynastie (1613).

In einer ausführlichen Einleitung begründet die Autorin ihre Zielsetzung und ihre Vorgehensweise. In ihrer Untersuchung, die das Thema erstmals in einem anspruchsvolleren Gesamtüberblick präsentieren will, stellt sie die Geschichte der Deutschen in den Zusammenhang der Innen- und Außenpolitik der Moskauer Herrscher. Es kommt ihr darauf an zu zeigen, unter welchen Bedingungen die Zuzügler (teils auch Verschleppten) nach Russland kamen, welche Chancen sie dort hatten und in welchem Verhältnis sie zu den Regierenden und zur sonstigen russischen Bevölkerung standen. Nicht zuletzt soll auch klar werden, welche geschichtliche Bedeutung den Deutschen im damaligen Russland zukam. Für dieses Aufgabenfeld ist die Quellenlage nicht einfach, zumal in den zeitgenössischen russischen Schriftzeugnissen die westlichen Ausländer zu meist nur einheitlich als *nemcy* bezeichnet werden, so dass eine ethnische Identifizierung der betreffenden Personen oft nicht möglich ist. Ungeachtet aller Schwierigkeiten hat sich die Autorin auch das Ziel gesetzt, die Aufstiegsmöglichkeiten und Grenzen der Deutschen anhand einzelner Karrieren zu verdeutlichen.

Wie die trotz Lücken recht umfangreiche Bibliografie vor Augen führt, liegt eine beachtliche Zahl deutscher und russischer Publikationen zum Thema vor, wobei die Bedeutung der Letzteren im Laufe der postsowjetischen Zeit stark zunahm. Was die in Moskau tätigen deutschen Ärzte betrifft, kann sich die Verfasserin auf die Ergebnisse von Sabine Dumschat stützen, während zu den Militärpersonen einschlägige Aufsätze von Oleg Skobelkin vorliegen, um nur beispielhaft besonders wichtige Autoren zu nennen.

Die Gliederung des Stoffes orientiert sich sinnvollerweise an den Herrschaftszeiten der Moskauer Großfürsten und Zaren, unter denen die Lage der Deutschen teilweise unterschiedlich war. Eine Ausnahme bildet die Zeit des schwachen Zaren Fedor Ivanovič (1584–1598), die hier im Rahmen des Kapitels über Boris Godunov (Zar in den Jahren 1598–1605, aber bereits vorher einflussreich) mitbehandelt wird. Vorangestellt ist dem Ganzen ein Abschnitt „Zur Geschichte der deutsch-russischen Kontakte vor dem 15. Jahrhundert im Überblick“. Darin wird u. a. der

hansisch-russische Handel hervorgehoben, eine Erwähnung des ebenfalls bedeutenden Handels zwischen Regensburg und Kyïv aber vermisst man. Im Hinblick auf das Gesamtanliegen des Buches wäre eigentlich auch zu erwarten, dass schon im Vorlaufkapitel Deutsche berücksichtigt werden, die zu längerer Tätigkeit als zum Handel in die Rus' gekommen waren. In die Zeit vor Ivan III. gehörten dazu die deutschen Meister, die 1433 zusammen mit Russen den Bau des erzbischöflichen Palastes in Novgorod vollendeten. Für die älteren Zeitstufen wirft die Autorin diese Frage aber nicht auf.

Im Kapitel über die Epoche Ivans III. gelangt in den Blick, dass der Moskauer Staat damals extrem stark expandierte und ihm die endgültige Befreiung vom Tatarenjoch gelang. Es kam zu einem Aufschwung, mit dem ein zunehmendes Interesse an praktischen Fähigkeiten des Westens verbunden war. In diesen Zusammenhang gehört die Anwerbung ausländischer Fachkräfte für den russischen Dienst, die auch als Lehrer der Einheimischen gedacht waren. Die Autorin kann einige deutsche Ärzte und Bergleute nennen, die im Dienste Ivans III. tätig waren, und berichtet über den ersten in Russland dienenden deutschen Soldaten, über den man Näheres weiß. Bei ihm handelt es sich um Lukas Hammersteter, der während der livländisch-russischen Kämpfe von 1502 auf die russische Seite übertrat, dann nach Livland zurückkehren konnte, bald jedoch nochmals, nun auf Dauer, nach Russland übersiedelte, wo ihn der österreichische Gesandte Sigmund von Herberstein in angesehener Stellung vorfand. Nicht erwähnt sind die Goldschmiede Hans Ryssenberch aus Reval und Albert aus Lübeck, die gegen 1490 in den Dienst des Großfürsten traten. Im gut bezeugten Falle von Ryssenberch erfahren wir interessanterweise, dass er mit Lehrlingen nach Moskau kam und nach der vereinbarten dreijährigen dortigen Tätigkeit in seine Heimat zurückkehren konnte,¹ während den Deutschen das Verlassen Russlands zumindest bald darauf grundsätzlich nicht mehr erlaubt war. Oft gelangt in der Darstellung in den Blick, dass es im Moskauer Russland neben den Deutschen weitere Ausländer aus dem Westen gab. Für das spätere 15. und das frühe 16. Jahrhundert hätte sinnvollerweise konkretisiert werden können, dass die kulturelle Leistung von Italienern namentlich als Architekten und Metallgießer für Russland damals bedeutend größer war als die Rolle der Deutschen.

In der Zeit des Großfürsten Vasilij III. (1505–1533) nahm die Zahl der Deutschen im russischen Dienst zu. Besonders nennt Wedel wiederum Ärzte, ferner Waffenmeister. Hinzufügen ließe sich der Glockengießer Niklas Oberacker aus Konstanz, von dem Arbeiten aus den Jahren 1532 und 1533 bekannt sind, wobei es sich im letzteren Fall um eine sehr große Glocke handelte, die den Machtanspruch des Großfürsten zum Ausdruck bringen und seinem Andenken und Seelenheil dienen sollte.² Reiches Material steht der Autorin über den Theologen und Arzt Nicolaus Bülow aus Lübeck zur Verfügung, der um 1500 am Hofe des Novgoroder Erzbischofs Gennadij wirkte, nach dessen Tod in den Westen zurückkehrte, dann aber in Moskau den Dienst bei Vasilij III. aufnahm und bis zu seinem Tode in Russland blieb. Bülow war über seine Tätigkeit als Leibarzt Vasilij III. hinaus als Übersetzer und Publizist tätig, wobei er für eine Union der Orthodoxen Kirche mit Rom eintrat. An seinem Beispiel kann die Autorin Wirkungs- und Erfolgsmöglichkei-

1 Vgl. Adolf Friedenthal: Die Goldschmiede Revals, Lübeck 1931, S. 62 f.

2 Vgl. V. V. Kavel'macher: Bol'sie blagovestniki Moskvj XVI – pervoj poloviny XVII v. [Die großen Kirchenglocken Moskaus im 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts], in: Kolokola. Istorija i sovremennost' 1990 (1993), S. 75–118, hier S. 87–89.

ten in Russland demonstrieren, die in ihrem Ausmaß im Falle der Ärzte freilich etwas Besonderes darstellten.

Die Zeit Ivans IV. (1533–1584), des ersten russischen Zaren (ab 1547), ist durch eine Dramatik gekennzeichnet, die auch für viele Deutsche schicksalsbestimmend war. In erster Linie ist hierbei der von Ivan entfesselte Livländische Krieg (1558–1583) zu nennen, der zur Verschleppung zahlreicher deutscher Livländer nach Russland führte. Zugleich gab es eine längere Zeit der Nähe zwischen dem Zaren und Deutschen, schließlich aber einen Bruch. Die in mehreren großen Verschleppungsaktionen oder als Kriegsgefangene nach Russland gebrachten Livländer wurden teils in Moskau, teils in anderen Städten ansässig; besonders viele fanden Aufnahme im Kriegsdienst.³ Mehrere Deutsche waren jahrelang enge Ratgeber des Zaren in Fragen der Livland- und sonstigen Außenpolitik, so die vornehmen Livländer Johann Taube und Elert Kruse. Der Westfale Heinrich von Staden begab sich freiwillig in den russischen Dienst, in dem er in verschiedenen Positionen aktiv war. Die umfangreichen Aufzeichnungen von Stadens aus der Zeit nach seiner Flucht aus Russland und weitere Quellen ermöglichen der Autorin hier einen genaueren Blick auf Einzelschicksale. Nicht berücksichtigt ist, dass dies auch im Falle des Livländers Jürgen von Fahrensbach interessant wäre. Erwähnt sei hier nur, dass dieser als Truppenführer zusammen mit zahlreichen Deutschen 1572 an der großen Schlacht bei Molodi (Gebiet von Moskau) teilnahm, in der die für Russland bis dahin gefährlichen Krimtataren eine entscheidende Niederlage erlitten.

Im behandelten Zeitraum war das Entgegenkommen gegenüber den Ausländern und besonders den Deutschen von Seiten Boris Godunovs am größten. Im vorliegenden Buch werden die guten Beziehungen dieses Herrschers zu seinen deutschen Ärzten genauer geschildert. Bezeichnend ist, dass es um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert wieder einen Zuzug von Livländern nach Russland gab. Boris Godunov förderte auch die einst verschleppten livländischen Kaufleute und deren Nachkommen. Bei Wedel wird diese Begünstigung von Kaufleuten nur in einem Zitat aus der zeitgenössischen „Chronik“ des Konrad Bussow erwähnt, doch liegt dafür eine Fülle von russischen Quellen vor. Im Jahre 1599 schuf der Zar die privilegierte Gruppierung der „Moskauer ausländischen Kaufleute“, der zunächst 15 Mitglieder angehörten, die durchweg livländischer Herkunft waren. An diese wurden sogar staatliche Gelder verteilt. Damit wollte Boris Godunov nicht nur den Außenhandel fördern, sondern auch Helfer für sein freilich bald scheiterndes Vorhaben gewinnen, die Livländer zur freiwilligen Unterwerfung unter Russland zu veranlassen.⁴ Nach kurzer Herrschaft als Zar starb Boris Godunov im Jahre 1605. Der damals schon begonnene Kampf um die Herrschaft in Russland dauerte dann viele Jahre, die verderblich für einen großen Teil der Deutschen im Lande waren. Dies beleuchtet die Verfasserin noch kurz gegen Ende ihres Überblicks.

3 Der wichtigste Beitrag zu dieser Thematik, der von Wedel nicht berücksichtigt wurde, stammt von T[at'jana] A[natol'evna] Oparina: Problema istočnikov deportacij livonskich plennikov v Rossiju [Das Quellenproblem für die Deportationen der livländischen Gefangenen nach Russland], in: A. I. Filjuškin (Red.): Baltijskij vopros v konce XV – XVI v. Sbornik naučnych statej [Die Baltische Frage am Ende des 15. und im 16. Jahrhundert. Sammelband wissenschaftlicher Aufsätze], Moskva 2010, S. 239–268.

4 Vgl. T[at'jana] A[natol'evna] Oparina: Livonskie plenniki v političeskoj igre Borisa Godunova [Die livländischen Gefangenen im politischen Spiel von Boris Godunov], in: Srednie veka 70 (2009), S. 273–302.

Unser bisheriges Bild bestätigend, betont die Autorin im Laufe ihrer Darstellung wiederholt, dass den Deutschen im Moskauer Russland religiöse Duldung zu Teil wurde und dass sie ihren Traditionen treu bleiben konnten. Die Herrscher und die Orthodoxe Kirche waren nur an einer Trennung zwischen den Angehörigen der westlichen Konfessionen und den russischen Untertanen interessiert. Unter diesen Umständen kam es in der behandelten Zeit zu keiner wesentlichen Beeinflussung der russischen Gesellschaft durch die Deutschen, wohl aber kann die Verfasserin feststellen, dass diese einen förderlichen Beitrag zur technischen und wirtschaftlichen Entwicklung Russlands leisteten. Etwas positiver als üblich, aber bedenkenswert ist ihr Urteil, dass es für die Deutschen eine „Attraktivität des spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Russland“ gab (S. 107), wobei sie jedoch auch sieht, dass ein Teil der dort ansässig Gewordenen das Land wieder verlassen wollte. Sie zieht damit eine Verbindungslinie zur Folgezeit, in der Russland bis ins 19. Jahrhundert eine „starke Anziehungskraft“ (S. 108) für deutsche Zuzügler besaß.

Leider zeigen bereits die beispielhaft angeführten sachlichen Lücken, dass die Darstellung auch manches zu wünschen übrig lässt. An nicht wenigen Stellen wäre ein tieferes Eindringen in die Quellen und die Spezialliteratur angebracht gewesen. Nicht zu übersehen sind auch kleinere Sachfehler und formale Fehlentscheidungen. So ist bedauerlich, dass bei den Literaturangaben nicht konsequent die Umschrift kyrillischer Buchstaben angewendet wird, wie sie bei den deutschen Bibliotheken üblich ist. Der Autorenname Černov erscheint hier in der Form Tschernov, die dem Leser zwar die richtige Aussprache ermöglicht, die man aber in keinem Bibliothekskatalog und kaum in einer Bibliografie finden wird. Wenn im Quellenverzeichnis alle Autoren nach ihren Vornamen eingeordnet sind, beispielsweise Albert Schlichting unter dem Buchstaben A, erschwert dies ebenfalls die Suche. Anzuerkennen sind aber das angemessene Verständnis der Autorin für die Thematik, die gut überlegten Fragestellungen und die gedanklich und sprachlich klare Präsentation.

Norbert Angermann, Buchholz i. d. Nordheide

NoA Band 31 | 2022 | 227–231

Axel Dunker, Jan Gerstner und Julian Osthues (Hrsg.)

„Migrationsvordergrund“ – „Provinzhintergrund“

Deutschsprachige Literatur osteuropäischer Herkunft, Leiden u. a.: Brill 2021, 277 S.,

ISBN 978-90-04-46256-4.

Mitte der 1970er Jahre bemühte sich der Germanist Alexander Ritter, in einer mehrbändigen Auswahldokumentation die jeweilige Literaturszene bei den deutschsprachigen Minderheiten im Ausland vorzustellen und Vorbehalte abzutragen, die sich aus Nationalismus und Volkstumsideologie der Jahrzehnte zuvor aufgebaut hatten. Aber außer „Nachrichten aus Kasachstan: Deutsche

Dichtung in der Sowjetunion“ ist offensichtlich nichts weiter erschienen.¹ Ein schmaler, von Ritter herausgegebener Sammelband mit wissenschaftlichen Beiträgen, „Deutschsprachige Literatur im Ausland“, verfolgt das Ziel, über die deutschsprachige literarische Situation in einzelnen Regionen weltweit zu orientieren und einen Bereich zu erschließen, den Literaturkritik und Literaturwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg fast gänzlich vernachlässigt hätten.² Inzwischen haben zahlreiche Autorinnen und Autoren ihre Heimatländer verlassen, und wer kein Deutsch konnte, hat es in Deutschland gelernt. Bei der Zunahme deutschsprachiger Literatur aus Osteuropa seit Auflösung der Sowjetunion mit all ihren politischen, wirtschaftlichen und sozialen Konsequenzen hat sich der nach Westen gerichtete Blick in die entgegengesetzte Richtung gewendet. Die Literaturwissenschaft kommt nun um das spezielle Phänomen „Deutschsprachige Literatur osteuropäischer Herkunft“ nicht mehr herum.

Hier lässt sich aus dem vorliegenden Sammelband gleich ein Beitrag von Iulia-Karin Patrut anschließen, die in ihrem Aufsatz „Alte Grenzziehungen – neue Ähnlichkeitsbeziehungen. Katja Petrowskajas *Vielleicht Esther* (2014) und die Neuvermessung der deutschen Literatur in Europa“ (S. 57–75) der Frage nachgeht: „Weshalb wurden diese Texte und Literaturen, die im Osten des Kontinents entstanden, unter Sonderkategorien wie ‚Regionalliteratur‘, ‚Minderheitenliteratur‘ oder neuerdings – sofern die Verfasserinnen und Verfasser aus diesen Räumen nach Deutschland oder Österreich zogen – als ‚Migrationsliteratur‘ bezeichnet“ (S. 59)?“ Patruts Antworten leuchten ein: weil die Texte „nicht ohne Weiteres im Zusammenhang mit den kollektiven Selbstentwürfen als literarischer Öffentlichkeit des ‚deutschen Staates‘ standen [...], weil sie auf andere Räume, andere Staaten, andere Erinnerungskulturen [...] Bezug nehmen“. In der Konsequenz liegt die ‚Gefahr‘ (die eine Chance ist), dass „das Konzept der ‚Nationalliteratur‘, das – samt seinen territorialen Implikationen – prägend für Kanonisierungsprozesse wie für die wissenschaftliche Erschließung und Bearbeitung deutschsprachiger Literatur gewesen ist“, gesprengt wird (S. 59).

Gegenstand grundlegender wissenschaftlicher Untersuchungen des speziellen Phänomens „Deutschsprachige Literatur osteuropäischer Herkunft“ ist der vorliegende, auf Tagungsbeiträgen beruhende Sammelband „Migrationsvordergrund“ – „Provinzhintergrund“, herausgegeben von den Bremer Literaturwissenschaftlern Axel Dunker, Jan Gerstner und Julian Osthus. Der Buchtitel entstammt einem Passus aus „Fallensteller“ von Saša Stanišić (S. 9), bei dem die Umkehrung des Gewohnten zunächst verblüfft, stellen sich doch beim Label ‚Osteuropa‘ reflexartig „Vorstellungen des provinziellen Rands von Europa“ ein (S. 10), Abwehr und Ausgrenzung inbegriffen. Immer noch wird ‚Osteuropa‘ nicht als geografischer, sondern als politischer Begriff verwendet, und damit bewegen wir uns „mitten im geostrategischen Denken des Kalten Krieges“ (S. 43). Unter den vielen Fragen, die der Haupt- und der Untertitel des Buches im Einzelnen

- 1 Alexander Ritter (Hrsg.): Nachrichten aus Kasachstan: Deutsche Dichtung in der Sowjetunion, Hildesheim u. a. 1974.
- 2 Ders. (Hrsg.): Deutschsprachige Literatur im Ausland, Göttingen 1985. Zwar finden in dem Band außer Sowjetunion und Rumänien nur die Beneluxländer, das Elsass und Südtirol Beachtung, aber umso größere Beachtung verdienen das Vorwort von Helmut Kreuzer (S. 7–9) und die Abhandlung von Alexander Ritter: „Germanistik ohne schlechtes Gewissen. Die deutschsprachige Literatur des Auslands und ihre wissenschaftliche Rezeption“ (S. 10–34). Siehe auch: Alexander Ritter: Deutsche Minderheitenliteraturen: Regionalliterarische und interkulturelle Perspektiven der Kritik: Mit einer Bibliographie zur Forschung 1970–2000, München 2001.

aufwerfen, steht an erster Stelle die Frage nach der Referenz dessen, was mit Schlagworten wie „Eastern Turn“ (Brigid Haines, 2008) oder „Osterweiterung“ (Michaela Bürger-Koftis, 2008) belegt wird.

Entsprechend widmet sich Teil I des vorliegenden Bandes theoretisch dem Konzept ‚Osteuropa‘ und erörtert dessen Aspekte und Kontexte. Wo wäre ‚Osteuropa‘ zu verorten, wo sollte eine Grenze zwischen Ost und West zu suchen sein, und gibt es eine solche überhaupt? Jurij Lotman zweifelt: „Die Grenze ist immer zwei- oder mehrsprachig“, der Rand ein „Ort des permanenten Dialogs“. Für die Vermischung von Grenzen hat die europäische Binnenmigration reichlich gesorgt. Gängige Begriffe wie ‚Migrantenliteratur‘, ‚Literatur von Migranten‘, ‚Autoren mit Migrationsgeschichte‘, ‚Migrationsliteratur‘, ‚Literatur der Migration‘, geben eine Homogenität vor, die sich nicht halten lässt. Die Reihe der Autorinnen und Autoren, die in „Migrationsvordergrund“ – „Provinzhintergrund“ behandelt werden, zwingt außerdem zu einer Ergänzung des Labels ‚Osteuropa‘. Richtig müsste es heißen: ‚Deutschsprachige Literatur mittel- und osteuropäischer Herkunft‘. Terézia Mora, Artur Becker, Jan Faktor, Saša Stanišić, Melinda Nadj Abonji, Ilija Trojanow, Alina Bronsky, Nelja Veremej, Olga Martynova, Katja Petrowskaja, Lana Lux, Olga Grjasnowa selbst oder ihre Eltern stammen aus Ungarn, Polen, Tschechien, Bosnien-Herzegowina, Serbien, Bulgarien, Russland, der Ukraine, Aserbaidschan.

Dem Versuch einer Korpusbildung von ‚osteuropäischer‘ Migrantenliteratur geht die Frage nach den Kriterien voraus, die dafür herangezogen werden können, betrachtet man, wie Christa Ebert (2010), ‚Osteuropa‘ als „Diskursraum“, einen Raum, der sich überhaupt erst aus der Fremd- und Selbstwahrnehmung gegenüber ‚(West-)Europa‘ konstituiert (S. 4f.). Angesichts mangelnder Homogenität wird diskutiert, was hier eigentlich zusammengehört, was ‚dazugehört‘ und was nicht. Da ‚Osteuropa‘ sich trotz aller Unbestimmbarkeiten als praktikabler Begriff durchgesetzt hat, sehen die Herausgeber des Bandes eines ihrer Ziele in der Überprüfung, „ob bei aller Fragwürdigkeit des Labelings das Label selbst nicht doch eine Produktivität entfaltet, die über die exotistische Konstruktion einer ‚Osteuropäität‘ hinausgeht.“ (S. 9) So läuft nach mehreren Definitionsversuchen des unscharfen Labels ‚Osteuropa‘ das Ergebnis auf die Feststellung hinaus, dass zwar der Erkenntniswert einer Kombination von „herkunftsorientierter Korpuskonstitution und Osteuropa-Begriff“ bezweifelt werden kann, es aber vorzuziehen sei, „die problematische Kollektivbezeichnung als vorläufige heuristische Perspektivierung zu verstehen, um ein Phänomen zu diskutieren, ohne dessen Heterogenität ungewollt zu reduzieren.“ (S. 17)

Was hat dem Thema Migration dazu verholfen, sich am literarischen Markt durchzusetzen? Ein Hauch von ‚Wildem Kurdistan‘? Das ‚Fremde‘, ‚Wilde‘, von dem Maxim Biller, in Prag geborener Schriftsteller und Journalist, Sohn russisch-jüdischer Eltern, gern mehr sehen würde, um es an die Stelle konventioneller Literatur für den Deutschunterricht in der Schule zu setzen? (S. 103f.) „Das wilde Leben. East Side Stories“ betitelte Katharina Raabe ihre Ausgabe mit Erzählungen aus Polen, Litauen, Tschechien, Ungarn, Rumänien, der Ukraine, Russland in deutscher Übersetzung (2012). „Gibt es Fremderes als den wilden Osten?“, fragt Manfred Weinberg (S. 45) in seinem Beitrag über Terézia Mora, („Ich bin genauso deutsch wie Kafka“, S. 40–56). Er hatte aber beobachtet, dass Migrantenliteratur nur selten ein Interesse an der Herkunftskultur der Migranten erregen kann, weil diese darin gar nicht vorkommt; es gehe um das Ankommen und

Fremdbleiben (S. 46). In den meist autobiografischen Texten sind Erfahrungen verarbeitet, die aus ideologischen Gründen verschwiegen werden mussten. Über das Narrativ der Familiengeschichte entwickelt sich eine Auseinandersetzung unter anderem mit dem Holocaust und somit ein weiterer Bezug zu unserer, der deutschen Geschichte. Durch das Ankommen in unserer Gesellschaft ist eine Gegenwartsliteratur entstanden, in der diese Gesellschaft selbst in Frage gestellt wird. Was den Leser und die Leserin dabei packt, ist unter anderem die Authentizität des Erzählens, das in Geschichten die Geschichte bewahrt.

Teil II des Bandes nehmen Überlegungen zu „Marktmechanismen und Platzierung im literarischen Feld“ ein (S. 91–123), die zur Durchsetzung und Anerkennung der Migrantenliteratur beitrugen und ihre Verbreitung ermöglichten. Anhand ausgewählter Texte untersucht Brigitte Schwens-Harrant in einem eigenen Kapitel die Selbstpositionierung der Autorin bzw. des Autors von so unterschiedlichen Öffentlichkeitsforen wie bei Instagram oder in einer Lesung sowie die Bedeutung von Literaturpreisen, Verlagsmarketing und Literaturkritik. Einige Autorinnen und Autoren mögen sich nach dem Label Migrantenliteratur gedrängt haben, weil „derzeit mit kaum einer anderen Rubrizierung auf dem deutschen Buchmarkt vergleichbare Erfolgs- und damit auch Verdienstaussichten verbunden sind“ (S. 45), woraufhin Martin Hielscher (2006) annahm, das Label ‚interkulturelle/r Autorin/Autor‘ finde sich in den Verlagsproduktionen „in einer besonderen Häufung“ und beanspruche „Definitions-macht“. Nach „exemplarischer Durchsicht der Programme renommierter Verlage des Jahres 2017“ konnte Schwens-Harrant diese Annahme jedoch quantitativ nicht bestätigen. (S. 98)

Teil III, der umfangreichste Teil des Bandes, enthält „Fallbeispiele“, das sind acht individuelle Textanalysen zu einzelnen Autorinnen und Autoren, etwa „Third Space in Pop 3?“ (Martin Schierbaum über Olga Martynova), die „Zukunft ‚nach Auschwitz‘“ (Sven Kramer über Jan Faktor), zur „postmodernen Poetik“ (André Steiner über Artur Becker) oder „Der Geflüchtete“ als eigene Kategorie Mensch. Einsichtiger lässt sich nicht dokumentieren, dass ‚Migrantenliteratur‘ in der deutschen Literaturwissenschaft angekommen ist. Es fehlt noch die Befreiung aus der getoisierten Sparte, die mit diesem Begriff einhergeht, und die Aufnahme in die deutsche Literaturgeschichte.

Letztlich hat die ‚Osterweiterung‘ der deutschen Literatur um deutschsprachige Literatur aus Mittel- und Osteuropa Folgen für die deutsche Literaturgeschichte. „Interkulturelle Literaturen sind Bestandteil der Nationalliteraturen“, zitiert Manfred Weinberg aus Wikipedia (S. 47). Im Einzelnen ausgeführt, wie Patrut es getan hat, bedeutet das, den Einschluss von Osteuropa als „Verschiebung“ zu verstehen, als „Teil der als ‚normal‘ geltenden kulturellen Selbstreferenz der deutschsprachigen Literatur“, und das heißt, „die vorhandene Komplexität und Vielgestaltigkeit von – transnationaler – Geschichte wahrzunehmen.“ (S. 61) Die noch weitgehend ausstehende Aufgabe liege darin, die „ganz unterschiedlichen Genealogien, Geschichtsnarrative, imaginären Kollektivsubjektivierungen, Erfahrungszusammenhänge und sprachlichen Interdependenzen deutschsprachiger Literaturen aus Osteuropa“ aufzuarbeiten. „Von der heute erfolgreichen deutschsprachigen Literatur mit Osteuropa-Bezug gehen Impulse aus, die die Revision deutschsprachiger Literaturgeschichte im Zeichen transnationaler Selbstentwürfe mit großem

Nachdruck einfordern.“ (S. 62) Das ist wohl die wichtigste Erkenntnis, die die Leserin und der Leser aus „Migrationsvordergrund“ – „Provinzhintergrund“ mitnimmt.

Jedes einzelne Kapitel des Bandes überzeugt durch die große Klarheit der Argumentation und der Darstellung. Dass die zum Teil sehr ausführlichen Anmerkungen als Fußnoten mitzulesen sind (statt hinten angehängt), trägt zur Rezeption der Diskussionen bei. Vieles ist bereits aufgearbeitet; aber hier wird es zusammengeschaut. Danach braucht die Rubrizierung ‚deutschsprachige Literatur osteuropäischer Herkunft‘ eigentlich niemand mehr zu befremden.

Ein Namenregister schließt den Band ab. Die Coverillustration wird von drei hohen Birkenstämmen vor Wiese, Acker und schmalem Waldrand bestimmt – eine Anspielung auf „Provinzhintergrund“, auf die Kurzgeschichten aus der Uckermark (Stanišić) und den Roman „Ein Russe ist jemand, der Birken liebt“ (Grjasnowa).

Annelore Engel-Braunschmidt, Kiel/Hamburg